

Nr. 208 Bydgoszcz / Bromberg, 11. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(1. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Die Kompanie war im Ruhelager vor der Schreibstube zum Empfang der Weihnachtspakete angetreten. Gleichmütig las der Feldwebel die Namen vor und die Aufgerufenen liefen hin, um die Grüße aus der Heimat entgegenzunehmen, traten dann wieder ins Glied zurück und konnten die Zeit nicht erwarten, da sie die Päckchen öffnen durften.

„Links heraus, wer nichts erhalten hat!"

Nicht viele waren leer ausgegangen, nur ein gutes Dutzend schob sich an den linken Flügel. Doch auch die Mienen dieser Leute erhellten sich etwas, als der Feldwebel Liebesgabenpakete aus der Heimat an sie verteilen ließ. Eins von diesen braunen Päckchen erhielt auch der Gefreite Hinzpeter.

Er hielt es fest in der Hand. Was war das nur? Was ging in seinen Gedanken vor? Er, der Gefreite Hinzpeter, hat ein Weihnachtspäckchen erhalten. Nie daran gedacht.

In der Baracke öffnete er es. Ein Brief fiel ihm entgegen. Im Stehen las er ihn:

„Du unbekannter Soldat!

Ich kenne Dich nicht. Du bist irgend einer von den grauen Hunderttausenden, die ihr Leben in die Schanze schlagen, damit wir, die wir daheimgeblieben sind, vor dem Krieg bewahrt bleiben. Dafür dankt Dir ein Mädel, das sich nur schwer vorstellen kann, welchen Inhalt das Wort „Krieg" hat; es denkt dabei ehrfürchtig an Größe und Opfer. Weihnachten sollst Du unbekannter Soldat nicht allein sein. Du sollst wissen, daß an der Ostseeküste eine ist, die an Dich denkt. Auch einen Weihnachtswunsch will ich Dir hersagen, wie ich es tat, wenn ich früher mit meinen Geschwistern unter den Tannenbaum trat. — Heimkehren sollst Du! — Du wirst auch heimkehren. Und wenn Du ungläubig lächelst, mich albernes Ding schiltst, das von Trommelfeuer und Sturmangriff nichts weiß, so ändert das nichts an meinem Wissen — es ist noch mehr als ein Wissen — daß dem Empfänger meines Weihnachtswunsches das Letzte erspart bleibt. Darum sei froh und blick mit hellen Augen in den nächsten Tag, wie es auch immer tut

Hanna Wieking."

Außer diesem Brief waren in dem Päckchen noch ein Paar Pulswärmer, Nüsse, Pfefferkuchen, Schokolade und ein selbstgemaltes Aquarellbildchen, das einen sommerlichen Garten mit einem spitzen Kirchturm im Hintergrund darstellte.

Das alles ließ der Gefreite Hinzpeter ziemlich achtlos durch die Finger gleiten, aber der Brief machte ihm zu schaffen. Er warf sich auf seine harte Bettstatt und las ihn gleich zum zweitenmal. Er merkte nichts von dem Lärm der Kameraden und der blakenden Petroleumlampe, die an einem Bindfaden an der Decke hing und den kärglichen Raum nur notdürftig erhellte. Eine Welt, die er schon fast vergessen, eigentlich nie recht kennengelernt hatte, war um Joachim Hinzpeter. War er überhaupt noch im Krieg? War er heute morgen mit der Kompanie aus dem vorderen Graben gekommen? Er starrte blicklos in das Drahtgeflecht der Bettstatt über ihm, das dem jungen Kriegsfreiwilligen Helms gehörte, der erst vor einigen Tagen zur Kompanie gekommen war. Ganz still lag auch dieser dort oben. Vielleicht hatte auch er Not, mit dem Weihnachtsabend fertig zu werden.

Hanna Wieking! Hinzpeter liebkoste den Namen, dachte an herrische, weißblonde Wikinger, die einmal die Herren der Nordmeere gewesen waren. Selbstverständlich war Hanna auch blond. Ob sie noch ein Schulmädel war und lange Zöpfe trug? Unsinn! So schrieb kein Schulkind. Einem Wikingermädel von der Wasserkante verdankte er den Brief. In Rostock wohnte Hanna, Schnickmannstraße 38. Das war vernünftig von ihr, daß sie ihm ihre Adresse angegeben hatte. Ob sie in diesem Augenblick wohl schon Weihnachten feierte und an ihn dachte? Wunderlich war das, daß er nun plötzlich einen Menschen hatte, dem er gedanklich nahe sein konnte. Rührend war ihr gläubiges Vertrauen, daß er nicht fallen würde. Hirngespinste natürlich. Oder doch nicht? War ihm nicht, als hebe Hannas Wort ihn heraus aus jeder Gefahr?

Geistesabwesend ging Hinzpeter nachher mit Freund Bornemann, der dem Schallmeßtrupp zugeteilt war, zur Kantine, wo die Kompanie sich zu einer kleinen Feier versammelte. „Du siehst aus, als hättest du Nachricht bekommen, daß morgen der Krieg zu Ende ist," sagte Bornemann.

„Vielleicht habe ich das auch," antwortete Hinzpeter. Aber er hütete sich, sein Geheimnis zu verraten. Das durfte er Hanna nicht antun.

Am zweiten Tage nach Weihnachten bezog die Kompanie wieder ihre Stellung, von der Sergeant Horn, der seit Kriegsbeginn alles mitgemacht hatte, behauptete, sie sei unter aller Würde. Wenn's dem Franzmann gefiele, könne er das vorgeschobene Grabenstück des zweiten Zuges mit Leichtigkeit aufrollen. Was ging das Hinzpeter an. Er gehörte zwar zum zweiten Zuge, aber Hanna Wieking hatte ihm geschrieben, daß ihm nichts geschehen würde.

Noch vor Neujahr antwortete er. Während der Stunden im Sappenkopf hatte er überlegt, was er Hanna schreiben mußte. Da war die Zeit schnell vergangen.

Und nach der Ablösung schrieb er dann:

„Ich weiß, Mädel, daß Du nicht schelten wirst, wenn ich auch das Du gebrauche. Der Krieg hat die Menschen einander nähergebracht. Und Du hast durch Deinen Weihnachtswunsch Schranken umgelegt, ohne die man sonst nicht auszukommen glaubt. Mir ist, als kennten wir einander schon lange, schon seit jener Zeit, als Du mit fliegendem Blondhaar an Bord eines Wikingerschiffes standest und einem Landsknecht zuwinktest, der, wurzel- und heimatlos, vom Kriegsgeschick in Deine Nähe getrieben war.

Damit Du es weißt: der an den Du geschrieben hast, daß er für seine Heimat kämpft, hat von diesem Begriff nur eine sehr undeutliche Vorstellung — bei einem, der ohne Vaterhaus ist und keine Eltern mehr hat, wohl erklärlich. Aber jetzt — nach Deinem Brief — hat das Wort wieder Hand und Fuß. Du hast es lebendig werden lassen. Und immer muß ich denken an das Stückchen Heimat, das Du mir ins Feld geschickt hast. Du gehörst in diese Blumen und Sonnenkringel. Unter dem großen Birnbaum muß Dein Platz sein. Und nun weißt Du auch, was Dein Brief für mich bedeutet hat und noch bedeutet. Keiner soll es mir verwehren, daß mein Sinnen, wenn ich im schmutzigen Kalkgestein des Grabens liege, dankbar nach der Ostseeküste geht. Nun werde ich nicht mehr einsam sein. Ganz leise will ich hoffen, daß Du noch einmal schreibst an Joachim Hinzpeter."

Hanna Wieking enttäuschte ihn nicht. Zwar war der nächste Brief etwas zurückhaltender, aber bald folgten andere, in denen sie ihn teilnehmen ließ an ihren kleinen Leiden und Freuden; sie erzählte ihm von dem Drum und Dran ihres Alltags. Ihr Vater war Beamter bei der städtischen Steuerbehörde. Sie war zwanzig Jahre alt, hatte zwei jüngere Geschwister, die noch die Schulbank drückten. Im Bureau einer Schreibmaschinenhandlung verdiente sie ihr täglich Brot.

„Eigenlich muß ich mir Vorwürfe machen, daß ich als wohlerzogenes Mädchen — Vater meint allerdings, daß ihm meine Erziehung ziemlich danebengelungen sei — daß ich also Briefe wechsele mit einem, den ich überhaupt nicht kenne. „Das schickt sich nicht!" würde Tante Emma sagen, wenn sie es wüßte. Vielleicht sage ich es ihr einmal und photographiere dann heimlich ihr entsetztes Gesicht. Daß wir gar in unseren Briefen das Du gebrauchen, ohne einander je gesehen zu haben, setzt allen Schlechtigkeiten die Krone auf und macht mich reif für eine Besserungsanstalt. Du wirst nicht durch das „Du" belastet, Joachim Hinzpeter, als Kriegsmann hast Du einen Freibrief.

Kriegsmann habe ich Dich eben genannt. Aber ich glaube, ein richtiger Soldat — ich meine: eine Landsknechtsnatur — bist Du gar nicht. Ich kann mir Dich kaum vorstellen mit Stahlhelm und drohender Waffe. Nach Deinen Briefen habe ich Dich in Verdacht, daß Du allerhand unnützes Gepäck — bildlich, Du Dummer! — mit herumschleppst. Ich sehe manchmal einen Soldaten, der über den Grabenrand nach dem Feind lugt. Plötzlich hat er Krieg und Feind vergessen, weil vor ihm eine Abendwolke sich kräuselt, und wachenden Auges träumt er von allerhand Märchen. Vielleicht ist das das Allerbeste an ihm. Vielleicht muß ich an ihn schreiben, weil ich selber gar keine Märchennatur bin, sondern fest mit beiden Füßen im Alltag stehe. Ein wenig bemuttern will ich ihn. Deshalb soll er seine Strümpfe nachsehen, ob sie heil und warm sind. Weil im nassen Februar gute Strümpfe zu den wichtigsten Dingen gehören, schicke ich ihm ein Paar. Die alten darf er nach Rostock in Marsch setzen — diesen militärischen Ausdruck habe ich irgendwo aufgeschnappt — damit ich sie stopfe."

Das war ein Brief von Hanna Wieking.

Gefreiter Hinzpeter trug das Wissen um sie wie einen Schatz herum und träumte am hellen Tag. Eines Nachmittags erzählte er dem Kriegsfreiwilligen Helms von ihr. Sie lagen allein im Unterstand. Da mußte er sagen von seinem Mädel, an das er Tag und Nacht dachte.

Hörte Helms überhaupt zu? Er blickte auf die Balken, die die Decke abstützten, und erwiderte kaum ein Wort.

„Hast du auch schon ein Mädchen daheim?" fragte Hinzpeter schließlich.

Ein leichtes Verziehen des Gesichts, das wohl ein Lächeln sein sollte, war die Antwort. Nein, der achtzehnjährige Helms dachte nur an seine Mutter.

„Natürlich erwarte ich, daß du es nicht jedem auf die Nase bindest, was ich dir eben erzählt habe." Hinzpeter brauchte sich nicht zu sorgen. Helms erhielt am selben Tag einen Heimatschuß durch die Schulter und kam heim zu seiner Mutter.

Im April schickte Hanna dem Gefreiten Hinzpeter ihr Bild, um das er sie bringend gebeten hatte.

„Eine sonderbare Kruke bist Du Joachim Hinzpeter. Daraus, daß Du mir ein Gruppenbild schickst, auf dem ganz im Hintergrund ein verschwommenes Etwas Dich darstellen soll, folgerst Du, daß Du nun ein Recht hättest, auch mein Konterfei zu verlangen. Und daneben tust Du in Deinem Brief, als wären wir schon einige Jahrzehnte miteinander verlobt. Teuerster, besinn Dich! Dies Draufgängertum magst Du im Krieg gelernt haben, und ich nehme es Dir im Grunde auch nicht übel, wenn Du die Lage, in der wir uns befinden, nur von der taktisch-militärischen Seite aus betrachtest. Immerhin glaube ich, daß Du reichlich früh angreifst. Noch ist die Stellung nicht reif. Ich schicke Dir zwar mein Bild, aber ich bitte Dich, aus dieser Bereitwilligkeit noch nicht den Schluß zu ziehen, daß ich entschlossen wäre, Seite an Seite mit Dir durch unser Erdendasein zu wandeln. Und wenn Du es doch tätest, wäre es ein sogenannter falscher Irrtum. Ich finde, daß ich Dich vorher mindestens einmal sehen müßte. — —

Fast hätte ich eben laut gelacht. Ich mußte daran denken, was mein Mütterchen wohl sagen würde, wenn es mir jetzt über die Schulter sehend läse, was ich Dir auf Deine nicht sehr versteckte Liebeserklärung geschrieben habe. Ich glaube, sie würde weinen über ihre mißratene, verlorene, leichtsinnige Tochter. Und diese Tochter würde ihre Tränen nicht begreifen. Woraus Du schließen magst, was Du willst, Du dummer Bub."

Joachim Hinzpeter schloß gar nichts. Er lag abseits im staubigen Gras der Champagne auf dem Bauch, dachte nicht an den gestrigen Tag, der der Kompanie schwere Verluste gebracht hatte, so daß sie nur schwer imstande gewesen war, die Stellung zu halten. Vor ihm, auf einem ehemals weißen Taschentuch, lag das Bild von Hanna Wieking. Das war sie also, von der sein Sinnen nicht mehr freikam.

Er hatte richtig geraten: blond mußte sie sein. Einen Wuschelkopf hatte sie. Der Übermut lachte ihr aus den Augen. „Dummer Bub!" Er hörte, wie sie ihn neckte. Aber das Necken tat nicht weh, sondern hüllte ihn ein in Sorglichkeit und Güte. Hatte er sie nun lieb? Gab es das überhaupt, daß zwei Menschen von Liebe reden durften, zwischen denen hundert Meilen lagen, die einander nur kannten durch Brief und Bild? Fiel die eigentliche Entscheidung erst, wenn Blick in Blick lag?

Und war Hanna nun seine Braut? Aus ihrem Brief war nicht klug zu werden. Einen Augenblick überfiel ihn der Gedanke, daß sie nur mit ihm spielte, daß sie sich von ihm nur müßige Stunden füllen ließ. Doch gleich schämte er sich dieses niedrigen Gedankens. Hanna war nicht klein. Ein aufrechtes, tapferes Menschenkind hatte er gefunden, und wie trunken starrte er auf das Bild und trieb einen heimlichen Kult damit.

Wie ertappt fuhr er zusammen, als plötzlich die Ordonnanz von der Schreibstube hinter ihm stand und ihn mit einem freundschaftlichen Fußtritt aus seinen unkriegerischen Träumen riß.

„Wenn du genug geschwelgt hast, kannst du dich auf die Schreibstube bemühen. Ich glaube, du sollst Major werden! Oder vielleicht will der Spieß dir den Orden vom Schwarzen Adler umhängen." Der Kamerad lächelte Hinzpeter verschmitzt zu und schloß: „Meinetwegen kannst du mir das Bild, für das du dich so sehr begeisterst, bis zu deiner Rückkehr in Verwahrung geben. Ich tu deinem Mädel schon nichts."

Schweigend verwahrte Hinzpeter die Photographie in der Brusttasche. Es tat ihm körperlich weh, wenn Niestedt darüber seine Witze machte. Dann ging er zum Feldwebel.

„Zur Stelle!"

Er konnte sich nicht denken, was der Spieß von ihm wollte. Es war ihm auch gleich. An Hanna dachte er. Daß er das Bild nicht durch einen Zufall verlor, war die Hauptsache.

„Die Kompanie hat viele Verluste gehabt. Darum sind Sie früher dran mit dem Heimaturlaub. Wohin wollen Sie beurlaubt werden?"

Seine Gedanken hasteten planlos. Sollte er das Städtchen nennen, wo er gelernt hatte? Wen sollte er besuchen? Im Gasthaus sich herumdrücken? Oder sollte er sich beurlauben lassen zu ganz entfernten Verwandten, die er nur flüchtig kannte?

„Dummer Bub!" Hatte Hanna das gesagt? Plötzlich hörte er seine Stimme: „Nach Rostock, Herr Feldwebel!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebesbriefe.

Skizze von Hans Jüngst.

In dem kleinen Höhenluftkurort, von Wald umgeben, herrschte Hochbetrieb. Alle hatten Anteil an dem Segen, den die Fremden hereinbrachten, alle regten sich auf ihrem Posten — vom Kurdirektor bis zur Semmelausträgerin Anette. In aller Frühe war sie unterwegs, trug ihren Korb am Arm und verteilte von Tür zu Tür die frische Ware aus der Backstube ihres Vaters. Wenn es vom Kirchturm sechs Uhr schlug, durchschritt sie den Garten des Hotels „Arkaden", wo sie am Küchenschalter den Rest ihrer Semmeln abzuliefern hatte.

Anettes Vater fing an zu schelten, es wurde alle Tage später, bis sie von ihrem Rundgang wieder zu Haus anlangte. Er hätte aber mit jenem fremden Gast zanken müssen, der, ein Frühaufsteher, jeden Morgen, wenn Anette auftauchte, im Hotelgarten herumspazierte. . . .

Nicht lange, so hörte der Bäckermeister auf, mit seiner Tochter zu schmälen. Sie kam wieder pünktlich zurück. Dafür erschien des öfteren in seinem Laden ein Herr, der sich mit Vorliebe von Anette bedienen ließ. Als er eines Tages seine Käufe einstellte, war man recht gut bekannt miteinander geworden, sehr nett war dieser Herr Robert Verbeek. Alle paar Nachmittage holte der neue Freund die Bäckermeistersfamilie ab und fuhr sie in den Wäldern spazieren.

Kein Mensch im Städtchen schüttelte den Kopf. Daß diese Anette einmal ihr großes Glück machen würde oder, was die Leute so nannten, galt allen längst als ausgemacht. Warum, das hätte niemand bündig zu sagen gewußt. Anette war schön, hübsch zumindest, gewiß, aber andere konnten mit ihr wetteifern. Einzigartig war nur dies, daß Anettes Wesen stets im Einklang mit sich selbst und ihrer Umwelt war und davon leuchtete. Es war ein dem Herzen eingeborenes Glücksgeheimnis, jeder spürte es, keiner konnte es erklären. So sagte man einfach: ein Sonntagskind!

Auch Sonntagskinder haben ihre Schmerzen, doch wurzeln sie immer in einem Glück. Anettes Glück war ihre Liebe zu Robert Verbeek. Mit seinen Titeln — alle Welt hatte sie in der Kurliste gelesen — hatte Anette nichts zu schaffen. Daß er sehr wohlhabend war, damit hatte sie sich abgefunden, und daß er der großen Industrie im Westen mit seiner Forscherarbeit diente, machte sie ein wenig stolz. Aber was war sie neben ihm? Übersah er den Abstand? Doch er hatte sie geküßt! An jenem Nachmittag, als sie den Wagen an der Waldwirtschaft stehen ließen, waren die Eltern lieber bei ihrem Kaffee sitzen geblieben, Robert und Anette machten allein noch einen Gang durch den Forst. Dieser Kuß behielt Gültigkeit, wenn Zweifel und Befürchtungen Anette heimsuchen wollten.

„Wirst du mir schreiben, Anette?" fragte Robert, als er abreiste. „Schreib mir. Im Herbst komme ich wieder." Das sagte er in Gegenwart der Eltern. Es war ein Verspruch.

Natürlich wollte Anette schreiben. Sie wartete ungeduldig seinen ersten Brief ab. Als er kam, konnte Anette ihn nicht lesen: eine richtige Gelehrtenschrift! Sie mußte antworten, es zögerte sich hin — sie war ja in Gedanken immer bei ihm, so verlor sie den Maßstab für die Zeit. Als sie sich dann hinsetzte, kam nichts zustande. Denn sie dachte an ihre ungelenken Buchstaben, an ihre stakige Schrift und schämte sich. Wieder und wieder betrachtete sie Roberts Brief, diese geheimnisvollen, zauberhaften Zeichen. Ein paar Worte, die jedes liebende Mädchen zu entziffern weiß, las sie sich jetzt heraus: Liebe, Glück, Kuß, Dank und wieder Liebe und sogar Treue. Sie lächelte — Treue, war die Versicherung nötig? Aber diese Worte genügten ihrem Herzen, und sie vermochte es nicht Robert zu gestehen, daß sie alles andere nicht lesen konnte. Sie legte den Bogen, den sie vorgenommen, unbeschrieben wieder weg, kaufte die schönste Ansichtskarte und schrieb mit ihrer Kinderschrift: „Lieber Robert!" Sann, quälte sich und endete: „Deine Anette." Nichts weiter.

Robert schrieb zurück. Liebe, Glück, Kuß, Dank, wieder Liebe. Die selbstverständliche Treue fehlte diesmal, Anette mußte wieder lächeln. Sie suchte lange und fand die herrlichste Ansicht, die es für sie gab: die Waldwirtschaft am Forst. „Lieber Robert!" Und sie wagte etwas mehr. „Ich freue mich auf den Herbst. Deine Anette."

Brief auf Brief kam zu ihr, Karte auf Karte ging zu Robert. Die Briefe wurden kürzer: Liebe, Glück, Dank. Die Karten wurden ausführlicher. „Ich denke immer an dich." Oder: „Wir haben viel Arbeit. So vergeht die Zeit schneller bis zum Wiedersehen." Und einmal auch: „Ich schreibe Dir bald einen Brief." — Roberts Briefe lagen in einer Mappe, ein Heiligtum. Liebe, Glück im nächsten. Liebe allein im folgenden. Schließlich nur: Glück. Bald erschien in den spärlichen Briefen kaum noch eines der vertrauten Worte, die sie lesen konnte. Anette dachte an den nahen Herbst und war zufrieden. Dafür wurde sie plötzlich wieder mit einem langen Brief belohnt. Liebe, Glück, Kuß, Dank, Liebe und Liebe! Anette war beseligt. Sie selber schrieb noch immer keinen Brief. Aber auf ihre Karte geriet jetzt das Wort Treue. Anette lächelte, nun hatte sie es selbst geschrieben.

Dann kamen keine Briefe mehr. Anette konnte nicht ahnen, daß die berauschenden Worte, die sie sich aus Roberts letztem Brief wie Blumen herausgepflückt hatte, nicht für sie dagewesen waren, sondern von Liebe, Kuß, Glück, Dank sprachen, die nun einer anderen gehörten, und daß die langen Sätze, die sie nur wie Bilder betrachtete, Anette baten, sie möchte Robert Verbeek vergessen. Anette wartete still, und noch einmal schrieb sie, wie auf ihrer ersten Karte: „Lieber Robert! Deine Anette."

Im Herbst, als Robert ausblieb, nahm sie einen Briefbogen. „Lieber Robert! Du mußt nun kommen. Alle Deine Briefe kann ich nicht lesen. Ich habe jetzt Angst vor ihnen, wenn ich sie ansehe. Komm! Deine Anette."

Der Winter stand schon vor der Tür, da kam er endlich. Es hatten sich Falten in Roberts Stirn gegraben, er sah älter aus. Anettes Augen leuchteten.

„Du konntest meine Briefe nicht lesen, kleine Anette?" — „Mit den Augen nicht. Nur mit dem Herzen." — „Gut . . . Gib mir die Briefe doch." — Anette legte ihm die schöne Mappe auf die Knie. Er nahm den letzten Brief, öffnete den Ofen, warf ihn ins Feuer. Anette wollte weinen. — „Das ist vorbei", sagte Robert, als die Flamme zusammensank. — „Du solltest sie mir vorlesen! Alle!" rief Anette. — „Später, mit der Zeit, erzähle ich dir, was darin gestanden hat." — „Dann verbrenn' auch diese!" Anette schüttete den ganzen Inhalt der Mappe ins Feuer. „In Zukunft nur von Mund!" — „Ja, Anette. Denn wir bleiben nun beisammen. Das Briefeschreiben hat ein Ende." — Aber nicht die Liebe, nicht das Glück und nicht die Treue! dachte Anette, als sie den Arm um Roberts Hals schlang und seinen Kuß empfing.

Der Tag nach dem Frieden.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Der Erste Bürgermeister der alten, ehrenreichen Stadt Osnabrück, Dr. Gerhard Schepeler, stieß eines der hohen Bleirutenfenster in der Großen Stube des Rates auf und ließ die kräftige, frische Luft vom Marktplatz her in den Saal einströmen. Gestern war nach fünfjährigem Handeln hier und im benachbarten Münster der Friede nach drei Jahrzehnten Kampf und Streit, Not und Elend verkündigt worden, und die Herren Abgesandten fast aller Staaten Europas schickten sich langsam an, zu ihren mehr oder minder beglückten Herrschern zurückzukehren, güldene Ehrenketten, Titel und Besitz oder bitteren Tadel davonzutragen. Geld genug hatten sie der Stadt gekostet, die immer noch unter den Folgen des bösen Brandes von 1613 und der zehn Jahre dauernden schwedischen Besetzung litt. Was da alles an Gratislieferungen für Wein, Hafer, Fisch und Fleisch, Holz und Ehrenpokalen draufgegangen war, stand Punkt für Punkt in den Akten verzeichnet; ihm graute, sie einzusehen. Dabei war so gut wie nichts verdient worden, da die Gesandten fast alle ihre Handwerker mitgebracht hatten und Kleidung und Schuhe, Waffen und Essen von den eigenen Leuten anfertigen und zubereiten ließen. Oft hatte es noch Händel zwischen ihnen, die sich auf die Exterritorialität ihrer großmächtigen Herren beriefen, und der einheimischen Bevölkerung gegeben, und es hatte einiger Geduld und Kunst bedurft, die Widerstrebenden nicht noch mehr zu verärgern. Aber es war doch Friede geworden.

Gerhard Schepeler lächelte schmerzlich. Die Flußmündungen besaß jetzt Schweden, das österreichische Elsaß mit Metz, Toul und Verdun hatten die Franzosen genommen, das spanische Habsburg war von dem österreichischen Stammhaus getrennt worden, doch hatten die deutschen Reichsfürsten ihre Freiheit freilich auf Kosten des Kaisers, der nun wie ein blasses Gespenst in dem alten großen Reich Caroli Magni irrlichtern mochte, wenn er es nicht vorzog, den Kopf in den seidenen Kissen seiner klein und bedeutungslos gewordenen Hofburg zu vergraben. Außerdem waren die Schweiz und die Niederlande endgültig von Deutschland abgelöst worden; überall wucherte der Hunger, der Aberglaube und die viehische Roheit der von den Soldaten und Marodeuren verdorbenen, geschmähten und geschändeten Bauern und Bürger. Für seine Stadt hatte er nicht einmal die Reichsunmittelbarkeit durchzusetzen vermocht, obwohl sie schon seit langem als reichsfrei behandelt wurde. Die Bestechungsgelder waren nicht mehr aufzutreiben gewesen, und er hatte sich schließlich auch des unehrenhaften Handels geschämt.

Der Kastellan riß ihn aus seinem Sinnen. „Herr", sagte er, die schwere, eisenbeschlagene Tür schließend, „das haben sie doch nicht gekriegt!"

Schepeler wandte sich um. Der alte Thiesing hatte alle die funkelnden Ehrenbecher, Zeugen reicher Tage, auf den großen Magistratstisch gestellt, mitten darunter den goldenen, über und über mit Zierat bedeckten Kaiserpokal, um den die Stadt seit langem weit und breit beneidet wurde. „Ich habe alles versteckt gehalten. Der Rat war manchmal nahe daran, den Gelüsten der Herren zu folgen, aber das ist nun doch nicht geschehen!"

Der Bürgermeister klopfte ihm auf die Schulter: „Will's nicht vergessen, so andere Zeiten kommen!"

„Es ist nicht deswegen", meinte der Alte einfach, „aber man hängt doch daran, wenn man's von Jugend auf behütet hat. Einem der Herren habe ich die Herrlichkeiten freilich heimlich gezeigt, da ich wußte, daß er nichts verraten würde. Er ist abends gekommen, als die anderen Gesandten beim Grafen Ochsenstirn ein Fest begingen und hat nachher sogar geholfen, alles wieder unten im Keller zu verstecken."

„Wer war es denn?" fragte Schepeler freundlich.

„Der Magdeburger Bürgermeister, dem Tilly damals die Stadt abgebrannt hat. Er hat mich nachher sogar eingeladen, ihn in seinem Hause zu besuchen, und mir die Maschinen gezeigt, womit er sich in seinen freien Stunden beschäftigt."

„Otto von Guericke", sagte Schepeler.

„So hieß er", erwiderte der Alte. „Aber er ist schon länger fort und mag nicht allzu viel Gutes von hier mitgenommen haben."

„Gewiß nicht", fügte der Bürgermeister an. „Doch was machst du?"

„Das haben sie auch noch bei der letzten Sitzung vergessen!" Thiesing öffnete eine Flasche Wein und ließ das edle Getränk langsam in die goldene Schale des Kaiserbechers rinnen, in dessen Mitte der Herrscher mit seinem Schwert stand. Er bot ihm den Pokal dar: „Ihr seid doch nicht böse?"

„Gewiß nicht", antwortete der Bürgermeister leise. „Aber worauf soll ich trinken?"

„Auf Euer eigenes Wohl! Ihr habt es redlich um uns alle verdient!"

„Das wäre zu wenig, Alter, und stünde mir auch nicht an!"

„Trinkt denn auf die Stadt und auf unser altes Reich!" Der Kastellan faltete die Hände und schaute unverwandt auf seinen jungen Herrn.

„Auf das Letzte!" Schepeler hob die Schale und setzte sie langsam an. Er wandte sich dabei um, damit Thiesing die Träne nicht sah, die in den Wein lief. Dann bot er ihm den Pokal.

„Nicht, Herr", antwortete er demütig, Ihr tut mir zuviel Ehre an. Ich habe Euch vielmehr noch um Entschuldigung zu bitten, daß ich den Wein anbrach, der mir nicht gehört!"

„Trinkt!" sagte der Bürgermeister noch einmal. „Die Treuen müssen zusammenhalten, wenn anders wir wieder hochkommen sollen. Da ist Stand und Alter, Geschlecht und Glaube einerlei! Alle müssen helfen, alle anpacken, daß das geliebte Vaterland nach so viel Drangsalen wieder wachse und wie seine Adler emporsteige!"

Er gab ihm die Hand. Von der Galerie der gegenüberliegenden Marienkirche wehte der Choral der Stadtpfeifer, die gestern morgen den Frieden eingeblasen hatten:

Verzage nicht, du Häuflein klein,
obwohl die Feinde willens sein,
dich gänzlich zu zerstören."

Es war Gustav Adolfs Schlachtlied, mit dem er in seinen tapferen Tod gegangen war.

Sie horchten beide. Die Sonne kam durch und schüttete ihren Schein auf die liegengebliebenen Akten der Gesandten, auf den Leuchter und die kostbare Wandtäfelung. Und auf den goldenen Pokal, Herrlichkeit deutschen Reiches und deutscher Ehre, die doch einmal wiederkommen mußte. Das Gold funkelte und gleißte. Und auf dem Marktplatz jubelten die Kinder, auf deren Schultern die Zeit lag wie ein schwerer Sack. Doch auch der Morgen und die Zukunft.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

bist	in-	strebit	es	an-	dei-
	fehlt	dern	halt	er-	
	das	am	und	ner	
lebst	mut	die	ge	lan-	kraft
ist	ot-	ge	und	fra-	ta-
	ber	mit	du	nützt	
	daß	to	ge	du	
prom-		was	es		was

*

Rätsel.

Aus welchem Griechengotte muß
Man einen ital'en'schen Fluß
Entfernen, daß die ganze Welt
Nur unserm Geiste dar sich stellt? —

Auflösung der Rätsel aus Nr. 202

Uhren-Rätsel:

S	t	a	s	e	h	e	n	p	o	s	t
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

*

Viereck-Rätsel:

S	T	R	O	H	H	U	I
C	A	E	T	A	O	N	I
H	N	P	T	N	C	W	M
I	Z	U	O	N	H	E	B
L	M	B	M	O	Z	T	U
L	A	L	A	V	E	T	K
E	U	I	N	E	I	E	T
R	S	K	E	R	T	R	U

*

Magisches Quadrat:

P	A	R	A
A	D	E	N
R	E	N	I
A	N	I	S

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg